Verblasst die Bildkraft unserer Sprache?

Autor(en): **Tschirch, Fritz**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **27 (1971)**

Heft 1

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-422117

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

27. Jahrgang 1971
Heft 1
Herausgegeben
vom
Deutschschweizerischen
Sprachverein

Sprachspiegel

Verblaßt die Bildkraft unserer Sprache?

Von Prof. Dr. Fritz Tschirch, Köln

Daß unsere Sprache immer stärker ihre ursprüngliche Anschaulichkeit, ihre Bildkraft einbüßt, das ist die Klage all derer, die unsere Sprache liebhaben und die alles aufbieten, was in ihrer Macht steht, sie vor solch fortschreitendem Verfall zu bewahren. Und wirklich, wer sich noch einen schwachen Sinn für den Bildgehalt unseres Wortschatzes bewahrt hat, muß sich immer wieder über die Blindheit wundern oder ärgern, in der viele Sprecher und Schreiber mit lebendigen Wörtern unserer Sprache herumhantieren, als seien sie kahle Anhäufungen von Lauten ohne jede bildhafte Anschauung. So sprang mir am 16. November 1960 in einer angesehenen Tageszeitung, dem *Kölner Stadtanzeiger,* die Überschrift in die Augen: *Discoverer-Kapsel in der Luft aufgefischt. Fischen,* d. h. Fische fangen, kann man doch nur im Wasser; das aber hatte der eilige Journalist offenbar nicht mehr bildhaft vor seinem geistigen Auge gesehen. Das Verbum *auffischen* war ihm zu einer bloßen Vokabel ohne jede Spur lebendiger Anschauung geworden. Wie tief sich diese Bildentleerung bereits in unsere Gegenwartssprache eingefressen hat, wie sie inzwischen zur Selbstverständlichkeit geworden ist, erkennt man an einer aufschlußreichen Parallele kaum ein Jahrzehnt später. Offenbar ohne den geringsten sprachlichen Anstoß bei Sprecher wie Hörer ging über alle Sender und Bildschirme die Nachricht, daß drei Tage nach dem historischen Datum des 21. Juli 1969, an dem um 3.56 Uhr zum erstenmal Menschen den Mond betreten haben, die drei amerikanischen Astronauten mit ihrem Raumschiff Apollo 11 um 17.50 Uhr 1500 km südwestlich von Hawaii *im Pazifik gelandet* seien — von *Land* war im *Wasser* des Stillen Ozeans Tausende von Seemeilen weit und breit nichts zu sehen!
Noch schlimmer mutet es an, wenn Männer, die ihr Beruf zu stärkster Verantwortung gegenüber ihrer Muttersprache verpflichtet, sich einer Ausdrucksweise bedienen, die sie als völlig

gleichgültig und stumpf geworden gegen die kraftvolle Bildhaltigkeit unseres Deutsch entlarvt. 1945 schrieb der Germanist Georg Baesecke in einer Untersuchung über das früheste Gedicht in deutscher Sprache, das Hildebrandslied: *Durch eckige Klammern wird Fehlerhaftes schon jetzt abgeschaltet.* Damit verrät er, daß ihm das Verbum *abschalten* nichts weiter als eine Worthülse ist, bar jeder echten Vorstellung, während die meisten Sprecher bei diesem Wort heute noch mit klarer Anschauung vor sich sehen, wie der elektrische Strom durch einen Hebeldruck *abgeschaltet* wird. Der Gebrauch dieses Wortes aus dem technischen Bereich im Zusammenhang mit Dichtung erscheint uns wie ein Boxhieb gegen den guten Geist der Sprache! — 1946 hat Albrecht Goes in einer Rede auf Hermann Hesse — ein Dichter also über einen Dichter — von der Frucht der Feige gesagt (und dann drucken lassen): *mit ihrer trockenen, mehligen Süßigkeit verbinden wir in unserer Vorstellung doch auch für alle Zeiten die Qualen, die eine Kinderseele durchstehen kann.* Diese Schlußwendung wirkt wie ein Keulenschlag: *durchstehen* als heute noch voll sinnhaltiges Verbum aus der Sprache des Sports will so gar nicht zu den *Qualen der Kinderseele* passen, von denen Goes hier redet; dafür würde allein *erleiden* oder *durchleiden* im Rahmen bleiben. Für Goes können jedenfalls im Augenblick, da er diesen Satz formulierte, die *Qualen* wie die *Kinderseele* und das *Durchstehen* lediglich den Stellenwert von bestimmten akustischen Lautgruppen gehabt haben, denen keinerlei irgendwie getönte Anschauung mehr innewohnte.

Grundfalsch wäre es freilich zu meinen, daß es eine derartige Fühllosigkeit gegen den Bildgehalt der Sprache erst in *unserer* Zeit gäbe. Wenn wir nur aufmerksam genug hinsehen und nicht flüchtig über die einzelnen Wörter hinweglesen, beobachten wir genau Entsprechendes in Schrifttum und Dichtung des 19. Jahrhunderts. In der 1876 erschienenen, zu jener Zeit sehr beliebten Erzählung der Luise von François *Fräulein Muthchen und ihr Hausmeier* fragt eine Person der Novelle den Helden der Geschichte, der eben von schwerer Krankheit genesen ist, *mit einiger Besorgnis, ob der erste Ausweg ihn angegriffen habe.* Johann Gottfried Seume beginnt die Vorrede seines Reiseberichts *Mein Sommer* vom Jahre 1805 mit dem Satz: *Ich war willens, über meine jetzige Ausflucht in den Norden nichts zu sagen.* Das stimmt prächtig zum Titel einer acht Jahre zuvor erschienenen Reisebeschreibung von J. C. F. Rellstab: *Ausflucht nach der Insel Rügen durch Mecklenburg und Pommern.* Wie Schuppen fällt es von den Augen: *Ausflucht* wird um 1800, *Ausweg* gar noch vor weniger als 100 Jahren nicht in unserem heutigen abstrakten Sinn eines gedanklichen Einfalls zur Meisterung einer Schwierigkeit gebraucht,

sondern in bildhafter Unmittelbarkeit im Sinne der jetzigen Wörter *Ausgang* und *Ausflug* — wobei uns gleichzeitig überraschend deutlich wird, daß auch diese Substantiva ursprünglich echte Bildvorstellungen vermittelten, deren Anschauungsgehalt sich unterdessen infolge häufigen Gebrauchs verflüchtigt hat.
Das sei noch an einem zweiten Beispiel, diesmal an einem Verbum verdeutlicht. Unter der Wendung *sich in etwas vertiefen* versteht man heute den Vorgang allmählich zunehmender geistiger Konzentration. Daß diese Verwendung nicht ursprünglich ist, sondern ihre Entstehung wiederum der heute so verpönten Bildentleerung einer noch vor einem guten Jahrhundert mit praller sinnlicher Anschauung erfüllten, konkreten Ausdrucksweise verdankt, wird uns mit äußerster Verblüffung bewußt, wenn wir in Adalbert Stifters *Waldsteig* von 1845 lesen: *Sie aber vertieften sich zwischen den Zweigen und Stämmen der Tannen,* oder in Ludwig Tiecks *Runenberg* von 1802*: Er ging sehnsuchtsvoll nach dem benachbarten Walde und vertiefte sich in seine dichtesten Schatten.* Damit ist die Entstehung der Wendung *sich vertiefen* klar: „durch Weitergehen in der Tiefe des Waldes verschwinden". — Wenig mehr als 100 Jahre danach spüren wir in unserem heutigen Wortgebrauch davon nichts mehr, ist das eindrucksvolle Bild zu sinnenleer-abstrakter Redeformel verblichen.
Doch damit nicht genug. Zahlreiche Beispiele für die Bildentleerung von Wendungen ursprünglich voll sinnenhafter Vorstellungsschärfe bietet die Sprache des 18. Jahrhunderts. Ich greife aus der reichen Fülle nunmehr eins für ein Adjektiv heraus.
Am 27. Juni 1772 schließt Lessing einen seiner ungemein lebendigen Briefe an Eva König, seine spätere Frau, mit Worten, durch die er das umfänglich geratene Schreiben in der ihm eigenen Art so ironisiert: *Das nenne ich doch einen Brief! Lang, überflüssig; aber freilich leider kaum zu lesen!* Da den unverhohlenen Tadel der schwer lesbaren Schrift ein klares *aber* einleitet, müßte das davorstehende *überflüssig* ein Lob sein wie *lang* auch: *lang, überflüssig; aber freilich leider kaum zu lesen,* so heißt es! Wie läßt sich das verstehen?
Dieser merkwürdige Wortgebrauch findet sich bei Lessing öfter. In seiner Würdigung von Klopstocks Messiade polemisiert er gegen Schluß des 15. seiner fingierten *Briefe* von 1753 gegen eine unkritische Verherrlichung dieser Dichtung mit den Worten: *Der Sänger des „Messias" hat überflüssige Schönheiten, als daß man ihm welche andichten müßte, die keine sind.* Auch hier soll das Adjektiv offenbar keinen Tadel, sondern im Gegenteil eine hohe Anerkennung aussprechen.
Das Rätsel löst sich, wenn wir auch diese Bildung auf ihren Ursprung zurückführen. In Luthers Bibelübersetzung spricht Jahwe

im Propheten Hesekiel 34, 18 zu den Hirten: *daß ihr habt so schöne Borne, zu trinken so überflüssig,* und prophezeit Jesus in der Bergpredigt Lukas 6, 38: *ein voll gedrückt, gerüttelt und überflüssig Maß wird man in euren Schoß geben.* Damit ist die Verständnisschwierigkeit behoben: *überflüssig* wird zunächst ganz vorstellungsscharf von der sinnenhaften Beobachtung gebraucht, wie eine Flüssigkeit den Rand ihres Gefäßes *überfließt.* Lessing gebraucht demgegenüber das Wort bereits in klarer bildhafter Übertragung: Sein Brief *strömt* von Mitteilungsbedürfnis, von Gefühl, von verhaltener Zärtlichkeit nur so *über,* und Klopstocks *Messias* weist künstlerische Schönheiten *im Überfluß* auf.

Erst diese Einsicht in die damalige Wortverwendung nimmt uns die Binde für das rechte Verständnis einer Stelle in Lessings *Minna von Barnhelm* von 1767 von den Augen, die heute immer falsch verstanden wird. Wenn der Major Tellheim dem Bedienten der Minna, der ihn wegen einer Unziemlichkeit um Entschuldigung bitten soll, antwortet: *Es ist eine überflüssige Höflichkeit von eurer Herrschaft* (I, 9), so ist das keine schroffe Zurückweisung der wohlerzogenen Geste der an den Verwicklungen ja unschuldigen Dame, die Tellheim als ungehobelt, schroff, gallig erscheinen läßt, wie *wir* das von unserem Gebrauch des Wortes im Sinne von „unnötig" meinen — im genauen Gegenteil: Der Major will mit diesen Worten der *überfließenden Höflichkeit* der Dame seinen schuldigen Dank abstatten; er erweist sich damit, wie es sich gehört, als Adliger und Offizier von untadeligen Umgangsformen. Nach Lessings Willen also charakterisieren diese Worte gemäß dem Sprachgebrauch noch des späten 18. Jahrhunderts gerade die durch keine Schicksalswendung zu erschütternde Liebenswürdigkeit, die ihm zur zweiten Natur gewordene Politesse wie die natürliche Herzenshöflichkeit dieses adeligen Kavaliers.

Diese bildhafte Verwendung des Adjektivs *überflüssig,* das damit natürlich schon nicht wenig von seiner sinnlich-konkreten Anschaulichkeit einzubüßen beginnt, ist in der Zeit allgemein üblich und selbstverständlich. Der Theologe Ludwig Theobul Kosegarten erläutert in einer Anmerkung seiner *Rhapsodien* von 1790, in denen er einen Ausflug zur Greifswalder Oie dichterisch besingt, daß dieses Ostsee-Eiland *denen drei harmlosen Familien, die es bewohnen, alle Lebensbedürfnisse überflüssig darreicht;* ein volles Jahrhundert älter ist der nur uns reichlich sonderbar vorkommende Titel der erfolgreichen Gedichtsammlung des späteren Zittauer Schulrektors Christian Weise von 1668: *Der grünenden Jugend überflüssige Gedanken.*

Die Häufigkeit dieses übertragenen Gebrauchs — den das zu-

grundeliegende Substantiv *Überfluß* bis in die Gegenwart lebendig bewahrt — läßt die lange erkennbare Bildhaltigkeit schließlich zur reinen Abstraktion der heutigen ganz unsinnlichen Verwendung mit ihrem ausgesprochen negativen Wertakzent verblassen. Wie sich dieser Umschlag in durchaus geradliniger Entwicklung vollzieht, das wird schon an einer Stelle in Grimmelshausens *Simplizissimus* von 1669 deutlich, wo der Einsiedel dem jungen Simplex etwas *mit gebührenden Umständen, doch nit mit gar zu überflüssiger Weitläuftigkeit* auseinandersetzt (I, 9), oder in einem Brief Jacob Grimms an den Gräzisten August Böckh vom 14. 5. 1810: *da Sie wahrscheinlich einen überflüssigen Vorrath von Bessern und Wichtigeren haben,* das heißt: einen derart reichlichen, daß Sie ihn in dieser Fülle gar nicht brauchen können und gern davon abgeben. Dieser Wortgebrauch schlägt deutlich die Brücke zwischen der ursprünglichen sinnenhaften und der heutigen abstrakten Verwendung: Was man als zu reichlich, als nicht mehr unbedingt nötig empfindet, das erscheint als unnötig, als unnütz; damit ist es dann *überflüssig* im gegenwärtigen Wortsinn des Gebrauchs geworden. —

Unsere Themafrage „Verblaßt die Bildkraft unserer Sprache?" muß also mit einem klaren „Ja" beantwortet werden. Das hat schon vor mehr als anderthalb Jahrhunderten Jean Paul gewußt, wenn er in seiner *Vorschule der Ästhetik* von 1804 formuliert hat: *Daher ist jede Sprache in Rücksicht geistiger Beziehungen ein Wörterbuch erblasseter Metaphern.* Doch lassen die aus einer *überflüssigen* Fülle ähnlicher Entwicklungen im deutschen Wortschatz für je ein Substantiv, Verbum und Adjektiv herausgegriffenen Beispiele diese unbestreitbare Tatsache in einem völlig neuen, unerwarteten Licht erscheinen. Bei der allmählichen Verblassung ursprünglich anschauungsgesättigten Bildgebrauchs bis hin zu der völlig unsinnlichen Formelhaftigkeit rein abstrakter Verwendung handelt es sich mitnichten um eine Verfallserscheinung der Sprache. Vielmehr stellt dieser Vorgang eine unausweichliche, eine gesetzmäßige Entwicklung dar, die zutiefst im Wesen der Sprache selbst begründet ist.

Alles, was an Gedanklichem, an Gefühlsmäßigem, an Seelischem im Menschen vorgeht, kann er sprachlich überhaupt nur durch Bilder aus der ihn umgebenden Sinnenwelt ausdrücken und verständlich machen. Je häufiger aber ein solches ursprünglich anschauungsgesättigtes Bild gebraucht wird, um so rascher verliert es seine Farben, seinen Glanz, verwischen sich seine Umrißformen — dem Geldschein gleich, der von Hand zu Hand wandert und, je schneller er umläuft, um so rascher sein einstiges Ansehen verliert und schließlich, weil er seine Aufgabe nicht mehr erfüllt, als unappetitliches Stück bedruckten Papiers aus dem

Verkehr gezogen wird. Dieses Sprachgesetz, das das Bedeutungsleben jedes einzelnen Worts bestimmt, dem sich kein einziges Wort zu entziehen vermag, ist so alt wie die Sprache überhaupt, und es wird ihr wesenseigentümlich bleiben, solange es sie gibt. Seine Kenntnis wird den Freund der Sprache immer wieder zu neuen, überraschenden Aufschlüssen über den einstigen Bildgehalt und die Anschauungskraft der unzähligen Übertragungen und Abstraktionen führen, ohne die unsere Sprache nichts von dem auszusagen vermöchte, was von den gedanklichen Überlegungen oder den seelischen Erlebnissen und Erfahrungen des Menschen nach Kundgabe verlangt. Natürlich kann ein so tief verwurzeltes Lebensgesetz der Sprache auch vor dem Heute und Hier nicht haltmachen: darüber zu klagen und zu jammern wäre grundverkehrt, sich grundsätzlich dagegen zu stemmen einfach wirkungslos! *(„Sprachdienst", Wiesbaden)*

Fremdsprachen auf Kosten der Muttersprache in unsern Volksschulen?

Primarschüler lernen Französisch

An verschiedenen Versuchsschulen unseres Landes lernen zur Zeit die Primarschüler Französisch, und zwar anhand französischer Lehrgänge („Bonjour Line" und „Frère Jacques") und nach den methodisch-didaktischen Richtlinien ihrer Verfasser in Paris. Die Variante „Frère Jacques" ist von Leuten, die auch in der Schulkoordination mitreden, als Grundlehrgang für das gesamte Gebiet der deutschen Schweiz vorgesehen. Vorbereitungen für ein Anschluß-Lehrwerk sind auf interkantonaler Ebene bereits im Gange, so daß mit der Legalisierung des ausländischen Lehrwerks „Frère Jacques" auf der Primarschul-Mittelstufe in nächster Zeit gerechnet werden muß.
Die Befürworter eines frühen Fremdsprachunterrichts berufen sich auf die entwicklungs- und lernpsychologisch günstigen Voraussetzungen im Vorpubertätsalter, wobei nicht überhört werden kann, daß sie im Grunde den Kindergarten als ideales Experimentierfeld für ihre Reformideen ins Auge fassen. Fremdsprachversuche auf der Stufe des Kindergartens hat es bereits im Wallis gegeben, während einige Tessiner Versuchsklassen den Italienisch-Unterricht bei Schulbeginn mit einer Einführung ins Französische verkoppeln.